

Andreas Wojak

Vortrag im Rahmen des Holocaust-Gedenktags zur Erinnerung an die Befreiung des KZ  
Auschwitz

Sonntag, 26. Januar 2020, 19.00 Uhr

Güterschuppen beim Gymnasium Ulricianum in Aurich

„Alltag im Nationalsozialismus :

„Wir werden auch weiterhin unsere Pflicht tun“ --- Kriegsbriefe einer Familie aus  
Spetzerfehn“

---

1 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

Guten Abend allerseits!

Eine kleine Vorbemerkung:

Im Folgenden geht es weniger um persönliche Geschichte, sondern was ich hier schildere,  
ist exemplarisch zu verstehen:

- Meine Familie, die Familie Schoon, war eine von Millionen deutscher Familien,  
die auf die eine oder andere Weise in den Nationalsozialismus verstrickt war.
- Ich erzähle von meiner Familie und meiner Beschäftigung mit dieser Geschichte –  
denn als Nachkriegsgeborener gehöre ich einer Generation an, die die Last der  
Eltern und Großeltern mitzutragen hatte und hat.

Es war, glaube ich, in der 12. Klasse – eine bewegte Zeit, in der ich meine Rolle als eine  
Art von Anführer einer Riege von rebellischen Schülerinnen und Schülern unserer Schule  
gefunden hatte –, als eines Tages ein Freund und Mitschüler zu mir sagte, eher beiläufig  
und lächelnd, wir waren allein:

„Du wärst auch ein guter HJ-Führer gewesen.“

Ich war wie vom Schlag gerührt und von der Einschätzung beschämt – und habe darauf  
nicht geantwortet. Und mit niemandem darüber geredet. Auch später nie.

Auch wenn ich den Satz anmaßend und absurd fand und die Worte möglicherweise mehr  
über den Freund aussagten als über mich – er hatte etwas in mir angerührt ...

Übrigens war damals die Nazizeit noch so allgegenwärtig, dass auch die Sprache  
entsprechend war: Man sagte nicht „Hitlerjugend“, sondern „HJ“. Jeder wusste, was das  
bedeutete. Es war ja erst rund 20 Jahre her.

Was hatte der Freund gemeint? Wahrscheinlich meine rhetorische Seite, mein offensives Auftreten in Gruppen, meine wohl überzeugende Art, wenn es um Aktionen und Aktivitäten ging – gegen das sogenannte Establishment, die „herrschende Klasse“. Die wir vor unserer Haustür in dem Auricher Bürger- und Unternehmertum wiederfanden. Sowie in den erzkonservativen und reaktionären Lehrern, von denen so manche schon in der Nazizeit ihren Schuldienst regimetreu versehen hatten.

Junge Lehrer, die uns Aufrührern mit Verständnis oder sogar Sympathie begegneten, gab es erst wenige, so Heinz Jonas oder Wilfried Breyer – der jetzt, Anfang Januar, verstorben ist.

Dass der Nationalsozialismus und die Judenverfolgung im Unterricht praktisch nicht vorkamen, versteht sich fast von selbst. Und wenn doch – dann abgeschwächt und verharmlosend. Dass Hitler in Russland einmarschiert war – das vor allem galt als sein größter Fehler.

Lange Haare der Jungen, Miniröcke der Mädchen – das waren die äußeren Merkmale der Jugendrebellion um 1968 und in der Zeit danach.

2 (FOTO SCHULZEIT)

3 (FOTO SCHULZEIT)

Aurich und Ostfriesland – das war vielen von uns zu spießig und zu provinziell.

Und so zog auch ich hinaus, Anfang der 70er Jahre, – nach Berlin, genauer Westberlin. Die Stadt war so etwas wie das Zentrum der Nach-68er Protestzeit – unentwegt fanden Demonstrationen statt, und Anlässe gab es genug: der Vietnam-Krieg, die Haftbedingungen der RAF-Gefangenen, Atomkraftwerke oder den von den USA unterstützten Militärputsch in Chile.

4 (FOTO DEMO)

Im Studium – Geschichte und Politik – holte ich nach, was auf der Schule kaum kein Thema gewesen war, ich beschäftigte mich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung und dem Marxismus – und immer mehr mit dem Nationalsozialismus. Berlin war geradezu prädestiniert dafür: An vielen Häusern und Straßenecken waren noch die Spuren des Krieges zu sehen, dazu die Symbole der deutschen Teilung rund um das Brandenburger Tor mit den großen Brachflächen, wo wir am Wochenende Fußball spielten.

5 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

Neun Jahre nach dem Abitur, 1980, kehrte ich – gemeinsam mit meiner Frau – in den Nordwesten zurück, nach Oldenburg, wo ich als freiberuflicher Hörfunkjournalist arbeitete.

Es war die Zeit, als das Vergangene und so lange Verdrängte – Nationalsozialismus und Judenverfolgung – erstmals wirklich öffentlich wahrgenommen wurde. Ein Meilenstein war 1978 die US-amerikanische Fernsehserie „Holocaust“. Ich erinnere mich, dass meine Großmutter Nanny Schoon wie gebannt vor dem Fernseher saß.

In Oldenburg, es war 1981, geriet ich als Statist in einen plattdeutschen Film des NDR über Juden und Judenverfolgung.

Daraus eine kurze Sequenz. Vorausgegangen ist eine Unterhaltung mehrere Personen über Judenverfolgung. Die Gesprächssituation auf einem stillgelegten Bahnhof war vom Regisseur inszeniert, jedoch nicht der Inhalt der Unterhaltung, der sich spontan ergab:

6 (FILMSEQUENZ JUDEN IN NORDDEUTSCHLAND) 1'02

7 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

„In die Gaskammer wegen langer Haare“.

Heute hätten diejenigen, die sich damals so äußerten, vielleicht gesagt:

„Alle in die Gaskammer, die Tattoos tragen.“

Oder: „Alle in die Gaskammer, die kein Handy haben. Sie stören mein Befinden. Sie sind schuld. An allem.“

Das hört sich makaber und absurd zugleich an, aber genauso makaber und absurd war das, was in der Nazizeit geschah: nämlich die Aussonderung und Ermordung von Menschen nach sogenannten rassistischen Merkmalen.----

Neben dem Tagesjournalismus waren es immer wieder und immer mehr die Themen der jüngeren deutschen Geschichte, die mich beschäftigten: Wie konnte das geschehen, wie war es dazu gekommen?

Und auch: Was hat meine Familie damit zu tun? Was habe ich damit zu tun?

In einem Buch, 1985 erschienen, schrieb ich:

*„Einen Satz von Hitler habe ich mir mindestens zehnmal im Schulunterricht anhören müssen, er hat sich unauslöschlich in mein Nachkriegsgedächtnis eingepägt:*

*„Flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“*

*– so habe sich Hitler die deutsche Jugend gewünscht. Noch 23 Jahre nach Kriegsende faszinierte dieser Satz unseren Lehrer – und heimlich wohl auch manche Schüler.*

*Das erste Mal vernahm ich den Spruch, als ich ungefähr 8 Jahre alt war – und zwar zu Hause aus dem Mund meiner Großmutter. In jenen Jahren hörte ich auch allerlei über ‚die‘ Juden. Ältere Leute erzählten, dass sie aufdringlich und verschlagen gewesen seien*

*(Zitat: ‚Wenn jüdischer Hausierer an der Haustür abgewiesen wurden, kamen sie durch die Hintertür wieder rein!‘),*

*dass sie zwei Feiertage, nämlich den Sabbat und den Sonntag, gehabt hätten, dass sie ‚Christenmädchen‘ für sich hätten arbeiten lassen, dass man ‚jeden Juden‘ mit Sicherheit an seiner Physiognomie erkennen könne, und dass diejenigen Juden, die in Ostfriesland lebten, alle hätten noch auswandern können.‘*

(S. 7-8)

Soweit das Zitat aus dem Buch.

Solche antisemitischen Vorurteile und Stereotypen wurden noch viele Jahre nach dem Krieg verbreitet – und finden, wie wir wissen, auch heute wieder dankbare Abnehmer.

Das Buch damals hieß „Schatten der Vergangenheit“:

## 8 (FOTO UMSCHLAG SCHATTEN DER VERGANGENHEIT)

Die Arbeit an dem Buch, dessen Herausgeber ich war und in dem Beiträge von Henryk Broder, Joschka Fischer, Otto Schily, Simon Wiesenthal und sogar Willy Brandt enthalten waren, ließ mich zum ersten Mal so richtig und intensiv in die jüdisch-deutsche Geschichte eintauchen.

In dieser Zeit –Mitte der 80er Jahre – lernte ich Karl Polak kennen, einen Juden aus Leer, der Auschwitz überlebt hatte und der inzwischen verstorben ist.

## 9 (FOTO KARL POLAK)

Die Bekanntschaft, ja fast Freundschaft mit diesem so beeindruckenden Menschen war für mich eine große Sache – der erste Jude, den ich „richtig“ kennenlernte – denn es gab in Deutschland ja kaum noch welche –, ein Mensch mit seinen Stärken, aber auch mit seinen kleinen Schwächen – er redete unendlich viel und lange und hatte mich eine Zeitlang als „sein Tor zur Öffentlichkeit“ auserkoren –, aber das hatte den wunderbaren Effekt, dass wir sozusagen „normal“ miteinander umgingen, dass ich manchmal über ihn genervt war und auch sein durfte – auch vor mir selbst –, dass dies aber unserm herzlichen Grundverhältnis keinen Abbruch tat.

Aus einem Interview mit Karl Polak für den NDR:

10 (AUDIOSEQUENZ KARL POLAK) 3'34

11 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

„Hugo de Vries“ – was für ein schöner Name für einen ostfriesischen Juden.---

Fast zeitgleich mit diesem Interview machte ich eine Sendung über Vertriebene aus Schlesien, die in Nordenham und Brake eine neue Heimat gefunden hatten.

In der 68er und Nach-68er Zeit war das für viele kritische Menschen so etwas wie ein Tabu-Thema: Die deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten – die oft mit dem Generalverdacht belegt wurden, die Nachkriegsordnung in Europa wieder ändern zu wollen.

Sie mussten mit ihrem Leid bezahlen, was Hitler und seine Deutschen verursacht hatten. Diesen offenkundigen Zusammenhang wollten oder konnten viele von ihnen, vor allem die offiziellen Vertriebenenverbände, nicht sehen.

Zurück zum Thema:

Um 1994 herum gelangte ich in den Besitz jener Briefsammlung, um die es heute Abend geht.

Mein Onkel Albert Schoon war gestorben. Er hatte die Briefe von Spetzerfehn nach Wittmund, wo er lebte, mitgenommen und wollte sie sichten und sortieren – war aber nicht mehr dazu gekommen.

So ergab sich in der Familie die Frage: Was machen wir damit, wer will die Briefe haben? Ich kannte die Sammlung, die sich bei uns auf dem Dachboden in einer großen offenen Kiste befunden und mich schon als Kind fasziniert hatte – und ich war nicht der einzige, der sich dort bedient und mit der Schere die historischen Dokumente manchmal recht brutal attackiert hatte, um an die Briefmarken zu gelangen.

Seit meiner Forschung über die Geschichte Moordorfs im Nationalsozialismus, die ein paar Jahre zurücklag, hatte ich geradezu einen Faible entwickelt für historisches Quellenmaterial, und so nahm ich die Sammlung mit nach Hause – nicht ahnend, was da auf mich zukommen würde.

Ich machte Stichproben, las hier und dort, und blieb schon bald bei den Briefen hängen, die in der Kriegszeit entstanden waren.

Von den insgesamt 3-4-tausend Briefen und Karten waren rund 1.200 dieser Periode zuzuordnen – und schon bald war ich in dieser Welt versunken und las fast jeden Tag in diesen Zeugnissen einer für mich fremden – soweit es um den Krieg – und gleichzeitig doch sehr nahen Welt – soweit es um die Familie und Spetzerfehn ging.

Als Historiker und auch als Journalist war mir klar: Wenn ich daraus irgendetwas machen will, muss ich jeden einzelnen Brief lesen, die wichtigsten, also aussagekräftigsten aussuchen und mir überlegen, wie ich daraus eine Präsentation machen kann – sei es als Radiofeature oder als Buch.

Es erwies sich tatsächlich als Herkulesaufgabe – aber irgendwann wurde das Projekt konkreter. Erst spät machte ich mir Gedanken, wie ich meine Mutter für das Projekt gewinnen könnte, die einzige von den Verfassern der Briefe, die noch lebte. Ohne ihre Zustimmung – das war keine Option.

Unser Verhältnis war nicht immer spannungsfrei. Andererseits hatte sie sich selbst seit vielen Jahren kritisch mit ihrer Jugend und dem Nationalsozialismus befasst.

Doch immer wieder schob sie es auf, sich den Ordner mit einer Briefauswahl, die ich zusammengestellt hatte, näher anzusehen.

Als die Zeit irgendwann drängte und ich schon einen Verlag hatte, nahm sie sich endlich den Ordner vor – und war sehr erschrocken über den Inhalt. Es war ihr alles viel zu intim – und sie argumentierte immer wieder: Das haben doch meine Eltern und mein Bruder und ich nicht für die Öffentlichkeit geschrieben ... Sie hatte Recht, aber ich sah diese Briefe als Beispiel dafür, wie eine Familie in den Nationalsozialismus verstrickt war und wie die Ideologie die Menschen formte.

Was folgte, war eine schwierige Auseinandersetzung. Letztlich war es Pastor Rainer Hecker aus Aurich-Oldendorf – er kannte meine Mutter gut –, der zwischen uns einfühlsam vermittelte. Ihm ist es zu verdanken, dass das Buch erscheinen konnte – sogar mit einem bemerkenswerten Nachwort meiner Mutter ihr.

Wenn ich heute über ihre Entscheidung nachdenke, dem Projekt schließlich doch zuzustimmen, dann empfinde ich Achtung und auch Bewunderung für sie.

Meine Mutter ist 2010 im Alter von 83 Jahren gestorben.

Heute bin ich selbst fast so alt, wie sie 1995 war, als das Buchprojekt lief – und ich glaube, ich kann mich inzwischen besser in sie hineinversetzen als damals, als ich vor allem „mein“ Buch gefährdet sah. Dabei war es viel mehr ihr Buch. Es waren ihre Briefe – und die ihrer Eltern und ihres Bruders, für die sie ebenfalls eine Entscheidung mit treffen musste, die nicht mehr lebten und denen sich meine Mutter ganz anders verbunden und verpflichtet fühlte als ich. Und die anderen Drei hätten einer Veröffentlichung sicher nicht zugestimmt. Das war mir, aber vor allem aber meiner Mutter bewusst.

D.h. erst heute kann ich mir die harten Kämpfe, die sie mit sich ausgefochten haben muss, vorstellen und nachempfinden.

In dem Buch geht es um vier Personen: Johann und Nanny Schoon (meine Großeltern), dazu ihre beiden Kinder Albert und Heta Schoon (meine Mutter) – die anfangs das Gymnasium in Aurich besuchen, Albert wird dann als 19-Jähriger zur Marine eingezogen, während Heta in der letzten Kriegszeit Arbeitsdienst leistete.

Vater Johann, Büroangestellter, ist Soldat, während Mutter Nanny den Haushalt in Spetzerfehn besorgt.

Diese vier Personen schreiben sich zwischen 1940 und 45 regelmäßig Briefe.

- 12 (FOTO FAMILIE: Heta / Albert)
- 13 (FOTO FAMILIE: Albert/Mutter Nanny/Heta)
- 14 (FOTO FAMILIE: Vater Johann)
- 15 (FOTO FAMILIE: Albert Marine)
- 16 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

Für meine Mutter stand nun mit dem Buchprojekt auf einmal ihre Familie im Blickpunkt. Auch wenn es darin nicht um die Verbrechen der Nazis ging, sondern um das gewissermaßen „normale“, angepasste Verhalten, das die weit überwiegende Zahl der Deutschen zwischen 1933 und 45 an den Tag legte und insofern als „exemplarisch“ zu werten ist. –

Aber wer mag es schon gern, wenn das eigene Verhalten und die eigene Existenz als Familie und junger Mensch so sichtbar wird – eben weil die Briefe unverfälscht sind? Doch sie sprechen – und das ist das Entscheidende – für sich.

Als Historiker bin ich nach wie vor gerade von solch einer personenbezogenen Geschichtsvermittlung überzeugt – erst sie macht das Geschehen nachvollziehbar und verständlich, auch das Negative, das Furchtbare. Aber für unmittelbar Betroffene stellt sich das verständlicherweise anders dar.---

Als das Buch dann erschien, war meine Mutter sogar bereit, es mit mir gemeinsam bei einigen Veranstaltungen vorzustellen – und sich interviewen zu lassen:

- 17 (FILMSEQUENZ HALLO NIEDERSACHSEN) 1'00

Das war aus dem Fernsehmagazin „HALLO NIEDERSACHSEN“, jetzt folgen noch zwei Ausschnitte aus einem kleinen, ausgezeichnet gemachten Film über das Projekt, der im NDR und auf ARTE gesendet wurde:

- 18 (FILMSEQUENZ ARTE I) 1'00
- 19 (FILMSEQUENZ ARTE II) 1'00

20 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

Das Kriegsbriefe-Buch ist schon lange vergriffen, man bekommt es aber noch über das Internet im Antiquariat.

Immer wieder gab es in den folgenden Jahren noch Reaktionen und Anfragen dazu. Erst vor ein paar Monaten meldete sich eine französische Fernsehfirma, die für ARTE arbeitet, und fragte an, ob sie Fotos und Textausschnitte aus dem Buch in einem Film über den 2. Weltkrieg verwenden dürften. Die Entscheidung, ob sie tatsächlich gebracht werden, steht noch aus, wie mir vor ein paar Tagen mitgeteilt wurde.

Ebenfalls vor ein paar Tagen erreichte mich eine E-Mail von jemandem, inzwischen 72, der seine Kindheit zum großen Teil in Spetzerfehn verbracht hat – ein Spielkamerad von der Alten Norderwieke, Helmut, den ich nie wiedergesehen hatte. Er schrieb – auf Plattdeutsch:

*Betr.: Dein Buch : "Wir werden auch weiterhin unsere Pflicht tun"*

*Moin Andreas,*

*Ick mutt mal eben wat los worrn, wat mi an 't Haart liggt. Anfang van disse Week bünn ick över dien Book fallen un denn hebb ick dat förmlich upfreeten un dat is mi so nah gaan ...*

*Mien ganze Kindheit stunn plastisch för mi. Eenige Passagen ut de Breef hebb ick mien Frau vörlesen mit Tranen in de Oogen. – Wat haarn doch de Ollen up dat lüttje Spetz domals all förn Kultur un see weern ook all so gebildet.*

*Un denn : Schöfel'n upt Deep obends in Düstern womöglich noch mit 'n Stolterbolter in 't Muul ....*

*Ick hebb een waansinnig Achtung föör diin Grootöllern, de ja doch bit toon End an dee Endsieg löövt hebbt, wat see all so organiseert hebbt, um hör Kinner dörtobringen.*

*Dee Epilog van dien Moder, Heta, hett mi ook good gefallen, datt seggt allens.*

*Ick bünn door noch ganz vull van.*

*Wat haarn wi doch dor an 't Deep föör 'n moje Kinnertied. De much ick nich missen.“*

Die Mail hat mich auch deshalb berührt, weil sie so völlig überraschend gerade jetzt kam – Helmut lebt bei Hamburg und weiß mit Sicherheit nicht, dass das Kriegsbriefe-Buch hier Gegenstand eines Unterrichtsprojekts ist – und er weiß bestimmt nichts von dieser Veranstaltung heute.

Interessant ist außerdem, dass jeder in solch einem Buch etwas anderes liest und wiederfindet – je nachdem, welche Geschichte er selbst hat.



Ja, --- das Unterrichtsprojekt von Sebastian Berger und seiner Schülerinnen und Schüler am Ulricianum – ein Projekt, das ich faszinierend finde, Sie werden ja gleich einen Eindruck davon bekommen.

Aber nicht nur faszinierend, sondern ich halte es für nachgerade geboten, sich mit dem Nationalsozialismus und seinen Folgen zu beschäftigen.

Wenn ein Mitglied des Deutschen Bundestages den Nationalsozialismus und damit den Holocaust als „Vogelschiss“ der ansonsten „erfolgreichen“ deutschen Geschichte bezeichnet, dann ist das nicht nur schamlos und gegenüber den Abermillionen von Opfern zynisch. Für die Nachgeborenen der Täter wäre es zudem verhängnisvoll, den historischen Tatsachen nicht ins Auge zu sehen.

Nur wer die Vergangenheit kennt, kann eine gute Zukunft gestalten.

Wir wissen aus der psychologischen Forschung, dass Traumata – also seelische Verwundungen – über Generationen unbewusst weitergegeben werden und weiter wirken, wenn sie nicht ans Licht gebracht und bearbeitet werden. Und dass der Nationalsozialismus ein deutsches Trauma ist und bleibt – wer wollte das ernsthaft bestreiten?

Und: Geschichte muss – wie in diesem Unterrichtsprojekt – immer auch anschaulich, ja, auch spannend und mit Bezug zu eigenen Leben, zur eigenen Existenz vermittelt werden.

Warum haben sich damals – im Nationalsozialismus – die Menschen so verhalten: die überwältigende Mehrheit zustimmend, oft begeistert, sie machten mit oder schauten weg, oder waren sogar an den Verbrechen beteiligt – während andere, wenige, sich dem System verweigerten, manchmal nur innerlich, aber einige sehr wenige Couragierte sogar im Widerstand?

Über diese Frage ist unendlich viel geforscht und nachgedacht worden – ohne dass man zu endgültigen Ergebnissen gekommen wäre.

Wenn man sich einzelne Biografien und Lebensläufe anschaut, und die von Familien wie den Schoons in Spetzerfehn, dann kommt man nicht umhin, auch die Lebensumstände der Betreffenden in den Blick zu nehmen. Oder auch im Fall des ostfriesischen Juden Karl Polak, von dem wir vorhin einige Sätze gehört haben.

Ich glaube, der Mann hat auch deshalb den Holocaust überlebt, weil er einen unbändigen Lebenswillen besaß – anders als sein Leidensgenosse Hugo de Vries. Wobei natürlich umgekehrt nicht gilt: Wer viel Kraft und Mut hatte, konnte überleben. Sondern nur: Dessen Chancen, dem Tod zu entgehen, waren minimal größer als bei anderen. Vielleicht. Vielleicht war es aber auch nur Glück.

Der Schauspieler Christian Berkel hat ein sehr starkes Buch geschrieben: „Der Apfelbaum“, in dem es vor allem um die Geschichte seiner Mutter geht.

## 21 (FOTO BUCHUMSCHLAG APFELBAUM)

Aus dem Buch ein Zitat – es ist kurz nach dem Krieg, die Verfolgung ist vorbei:

*„Während sie langsam in den Schlaf fiel, fragte sich Sala [seine Mutter], wann und womit die schwere Zeit, die nun zu Ende ging, begonnen hatte: Mit der Einsicht, dass es besser war, ihre Heimat zu verlassen, weil sie als Tochter einer Jüdin dort nicht mehr erwünscht war, oder mit der schmerzlichen Erkenntnis, dass ihre eigene Mutter [die zuvor ohne ihre Tochter nach Madrid gegangen war] – dass ihre eigene Mutter sie verlassen hatte? Rückblickend, dachte sie, lag die Antwort in Madrid. (...) Nichts war so schlimm, wie die Gleichgültigkeit einer Mutter, selbst die Judenverfolgung nicht. (...) Erdrückender als das Schicksal, das man mit vielen teilte, war das Schicksal, das einen ganz allein betraf ...“*  
(S. 342)

Das bedeutet: Das Private – hier die fehlende Liebe der Mutter – kann eine so überragende Rolle spielen, dass es sogar den Schrecken der Verfolgung in den Schatten stellt.

## 22 (FOTO Titel Kriegsbrieft)

Als ich als junger Mensch – gemeinsam mit vielen, vielen anderen, gegen die verkrusteten Verhältnisse rebellierte, bezog ich – wenn ich es heute betrachte – einen Teil meiner Energie aus unserer privaten familiären Situation: Meine Mutter war geschieden, allein mit vier Kindern, also damals gesellschaftlich am Rande stehend – was wir immer wieder einmal – auch in der Schule – zu spüren bekamen. Wenn ich rebellierte, rebellierte ich auch gegen ganz konkrete Ungerechtigkeiten, denen wir ausgesetzt waren.

Meine Mutter rebellierte in dieser Zeit ebenfalls, und zwar – indem sie – übrigens bis zum Lebensende – den „Spiegel“ las – und indem sie ihre Sympathien für die 68er bekundete. Das war – natürlich – auch eine Art Protest gegen die bürgerliche Welt im kleinen Aurich, wo wir lebten.

Der „Spiegel“, damals ein linksliberales Wochenmagazin, trug mit seiner kritischen Berichterstattung mit dazu bei, den gesellschaftlichen Wandel in der Bundesrepublik hin zu mehr Demokratie, Offenheit und Toleranz anzustoßen.

Meine Großmutter Nanny war in der Familie Schoon wohl am stärksten vom Nationalsozialismus überzeugt, sie war in Spetzerfehn eine Zeitlang sogar Leiterin der NS-Frauenschaft, der Frauenorganisation der NSDAP, und pflegte enge Kontakte zum Bürgermeister – allerdings mit Sicherheit auch aus dem Grund, weil es eine, ja „Schwachstelle“ in der Familie Schoon gab:

Außer den beiden Kindern Albert und Heta war da noch die Tochter Berta, die nach der Geburt erkrankte und schwerbehindert wurde – sie war erheblich spastisch behindert, konnte sich nur sehr schlecht artikulieren und wirkte auf Außenstehende stark eingeschränkt und geistig zurückgeblieben.

23 (FOTO BERTA SCHOON I – 1934) – rechts Greta Schoon

24 (FOTO BERTA SCHOON II – ca. 1938)

25 (FOTO Titel Kriegsbriefe)

Im Zuge der sogenannten Euthanasie wurden in Deutschland etwa 200.000 behinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene ermordet, und auch Berta Schoon war vermutlich gefährdet. Jedenfalls wird Johann und Nanny Schoon schon aus diesem Grund daran gelegen haben, nicht „unangenehm“ aufzufallen, schon gar nicht als kritische Zeitgenossen.

Sie haben sich später dazu nicht geäußert, wir als Enkel haben auch nie wirklich nachgefragt, aber interessant ist doch, dass sich Johann Schoon – der von etwa 1950 bis zu seinem Tod 1968 als Verfasser naturkundlicher Geschichten in Ostfriesland einen Namen machte, – dass Johann Schoon in einem unveröffentlichten Text sein Bedauern – und wohl auch seine Scham – darüber ausdrückt, sich in der Nazizeit nicht für die Verfolgten eingesetzt zu haben. Es ging in dem Text um einen behinderten Dorfbewohner.

Nach 1945 fanden alle Schoons eine neue politische Heimat bei der SPD. Albert Schoon, der Lehrer wurde, war langjähriges SPD-Ratsmitglied in Wittmund, und meine Großmutter, die 1984 starb, wurde in ihren letzten Lebensjahren immer kritischer – und auch selbstkritischer. Während meine Mutter, wie erwähnt, den linksliberalen „Spiegel“ las, der sich an ein eher intellektuelles Publikum richtete, bevorzugten die Großeltern die links-orientierte Illustrierte „Stern“ von Henry Nannen, dem Stifter der Emdener Kunsthalle.

26 (FOTO NANNY SCHOON / STERN)

„Stern“ und „Spiegel“ zählten zu den entschiedenen Unterstützern der neuen Ostpolitik unter Willi Brandt sowie der Aussöhnung mit Polen.

27 (letztes FOTO Titel Kriegsbriefe)

Wie war das nun mit dem Satz meines Schulfreundes – ich wäre ein guter Hitlerjugendführer geworden?

Wenn ich in der Familie Schoon in Spetzerfehn aufgewachsen wäre, also der Familie meiner Mutter, hätte ich wahrscheinlich eine ähnliche Biografie gehabt wie Albert und Heta.

Andererseits: Ich bin in meinem Leben häufig gegen den Strom geschwommen, habe mit sogenannten Autoritäten und auch mit Autorität meine Probleme, wenn diese nicht inhaltlich und sachlich begründet ist, und vielleicht hätte mir dieser tiefsitzende

rebellische Geist auch in der Nazizeit Schwierigkeiten bereitet und mich kritisch werden lassen.

Wenn ich nicht in der Familie meiner Mutter, sondern in der meines Vaters im Ruhrgebiet aufgewachsen wäre – in einem katholisch geprägten Arbeitermilieu, wo man – nach allem, was ich weiß – relativ immun gegen das Nazi-Virus war und wo – neben der Arbeit und dem Existenzkampf – die Musik den Lebensmittelpunkt bildete, dann hätte es ohnehin wohl anders ausgesehen.

Wie auch immer:

Sich mit Geschichte zu befassen, ist unumgänglich und eine bleibende Verpflichtung für uns, die Nachgeborenen – aber je mehr ich mich mit den damaligen Akteuren, den handelnden Menschen beschäftige, desto schwieriger kann es im Einzelfall werden, die Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern zu beurteilen.

Denken wir daran, wie schwer es uns heute fällt, etwas gegen den Klimawandel und die Zerstörung der Erde zu tun. Obwohl die Fakten – deutlich anders als während des Nationalsozialismus – offen und klar sind. Was werden unsere Nachkommen einmal sagen?

Die Proteste seit dem vergangenen Jahr – Fridays For Future – erinnern mich in ihrer Entschiedenheit an 1968. Damals haben vor allem junge Menschen dieses Land verändert.

Meine Hoffnungen setze ich heute auf sie – d.h. auf Euch, liebe Schülerinnen und Schüler.

Lasst nicht nach und lasst Euch nichts vormachen von den Älteren, die von ihrem Wohlstand und ihrer Bequemlichkeit nicht lassen mögen. Und die immer sagen: Es gibt keine Alternativen zum „Weiter so“.

Es gibt sie.

-----